Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 23

Artikel: Die Hornisse und die Spinne
Autor: Senge, August H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672346

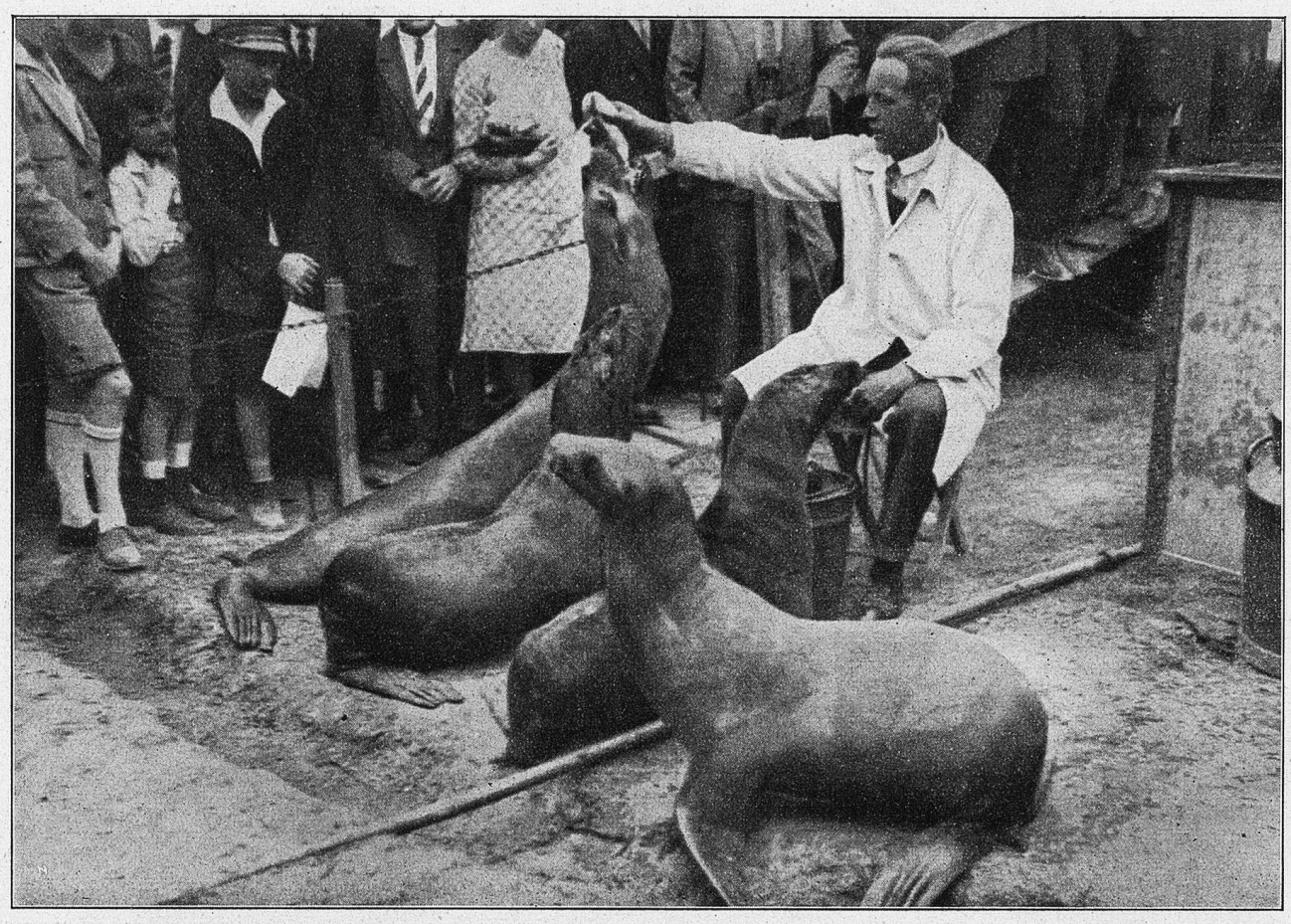
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Seelöwen ſind immer hungrig.

Die Horniſſe und die Spinne.

Tiefes, bösartiges Summen ſtieß durch die Mittagsſtille im lichten Birkenſchlag, kreiſte unter den Holunderbüſchen und brach jäh ab. Ein helles, angſtvolles Sirren ertönte. Die Horniſſe hatte ſich auf eine kleine Fliege geſtürzt, welche halb betäubt vom ſüßen Himbeernektar auf der warmen Mergelplatte ſaß. Das ſchimmernde Tröpfchen am Rüſſel der Zecherin fiel zwiſchen die Gräſer, aus übermütigem Spiel um reichgedeckte Tafeln wurde kurzes, verzweifeltes Sterben.

Die Horniſſe ſchien weniger reichlich geſpeiſt zu haben: die Trauben waren noch nicht reif. Und zur Abwechſlung verſchmähte ſie auch ein Fleiſchgericht nicht. Haſtig, aber unheimlich ſicher ſchnitten die hornigen Kiefern entlang den Flügelwurzeln ihrer Beute; zwei ſchmale, durchſichtige Schwingen wehten leicht wie ein Traum davon. Sie würden die fröhliche kleine Näſcherin nicht mehr auf lachende Beeren tragen.

Als die Horniſſe ſich wieder erhob, den Fliegenrumpf in wehrhaften Fängen haltend, blieben nur Beine und Kopf auf dem weißen Stein zurück. Weitausholend ſchaukelte das Raubinſekt zwiſchen den Birken, ohne Jagdbeute wäre das Fliegen bequemer geweſen. Gerade als ſie dann die Laſt feſter zu packen verſuchte und einen Augenblick nicht auf den Weg achtete, geſchah das Unglück. Ein ſchweres, ſchimmerndes Netz wuchs plötzlich in ihrer Flugbahn empor. Ein Spinnennetz. Zähſchleimige Taue hielten das enorme Geflecht zwiſchen den Himbeerbüſchen. Ehe die unbändige Seglerin wenden konnte, prallte ſie gegen die ſtarrenden Seile; drei der letzteren riſſen und wickelten ſich um die ſchlagenden Flügel; zwei weitere fielen auf ihren Rücken. Wütend ließ ſie das armſelige Etwas fallen, das vor Minuten noch ein ſonnenfrohes, kleines Leben geweſen war. Ihre Beine bogen ſich vor.

Allein, es war bereits zu ſpät.

Die Maſchen waren dick und klebrig; greulicher Leim hing in unzähligen Tröpfchen daran. Alle Anſtrengungen hatten nur den Erfolg, daß

die beiden Flügelpaare immer tiefer in ein Gewirr zerrissener Fäden gerieten. Aufgeregt schnellte der lange Hinterleib vor und zurück.

Auf einmal wurde es hinter einem verdorrten Blatt an der rechten Seite lebendig: zwei lange, behaarte, gelb-rote Beine erschienen über dem Rand. Die Spinne war aus ihrem Mittagsschlafe erwacht. Tastend glitten ihre Fühler vor. Die Hornisse erstarrte und verhielt sich ganz still; ihre Blicke sogen sich an dem auftauchenden Feind fest. Wie hypnotisiert schien sie.

Einige Minuten vergingen in unheimlichem Schweigen. Lauer, schmeichelnder Wind strich durch die Maschen. Keines der Tiere rührte sich.

Erst als der Luftzug stärker wurde, begann die Gefangene von neuem um sich zu schlagen. Wellengleich pflanzten sich die Stöße durch die Halteseile fort, bis hoch zum Röhrengespinst der lauernden Häscherin. Im Augenblick schoß sie heraus und dehnte sich im prallen Sonnenlicht: eine riesige, weinrote Spinne mit mächtigen Fangklauen und einem ockergelben Brustlatz; sie trug rosafarbene Sparren an der Seite und grellweiße, immer kleiner werdende Tupfen auf dem Rücken. Eine Sekunde verharrte die Hornisse in tödlicher Angst. Dann aber schütterte ein Krampf durch ihren Körper, ein Grauen, welches ihr Riesenkräfte verlieh: sie stemmte sich mit berstenden Muskeln gegen das Maschenwerk, zerrte am linken Flügelpaar, daß es fast aus der Schulter quoll und sprengte mit zwei ruckartigen Zusammenballungen die angebackenen Taue. Die Wucht des Abstoßes schleuderte sie herum, auch die rechten Flügel lösten sich schwirrend aus der Umklammerung, nur der gelbgraue, tigerartig gestreifte Hinterleib stak noch in den Spinnenfäden. Rasend vor Schmerz begann sie zu arbeiten; das Fangnetz beulte sich unter dem Zug der rotierenden Schwingen nach außen, die würgenden Pechfäden strafften sich, wurden dünner und dünner, spannten sich zum Zerreißen; immer schriller klang das hetzende Sirren, immer heller wurde das Geräusch der Flügel, dann aber — dann — jählings versagten die übersteigerten Kräfte der Fliehenden: gerade als die letzten Klammerungen zu reißen drohten, sackte sie zusammen und fiel wie ein Stein abwärts, neuerlich in die saugenden Schlingen sinkend.

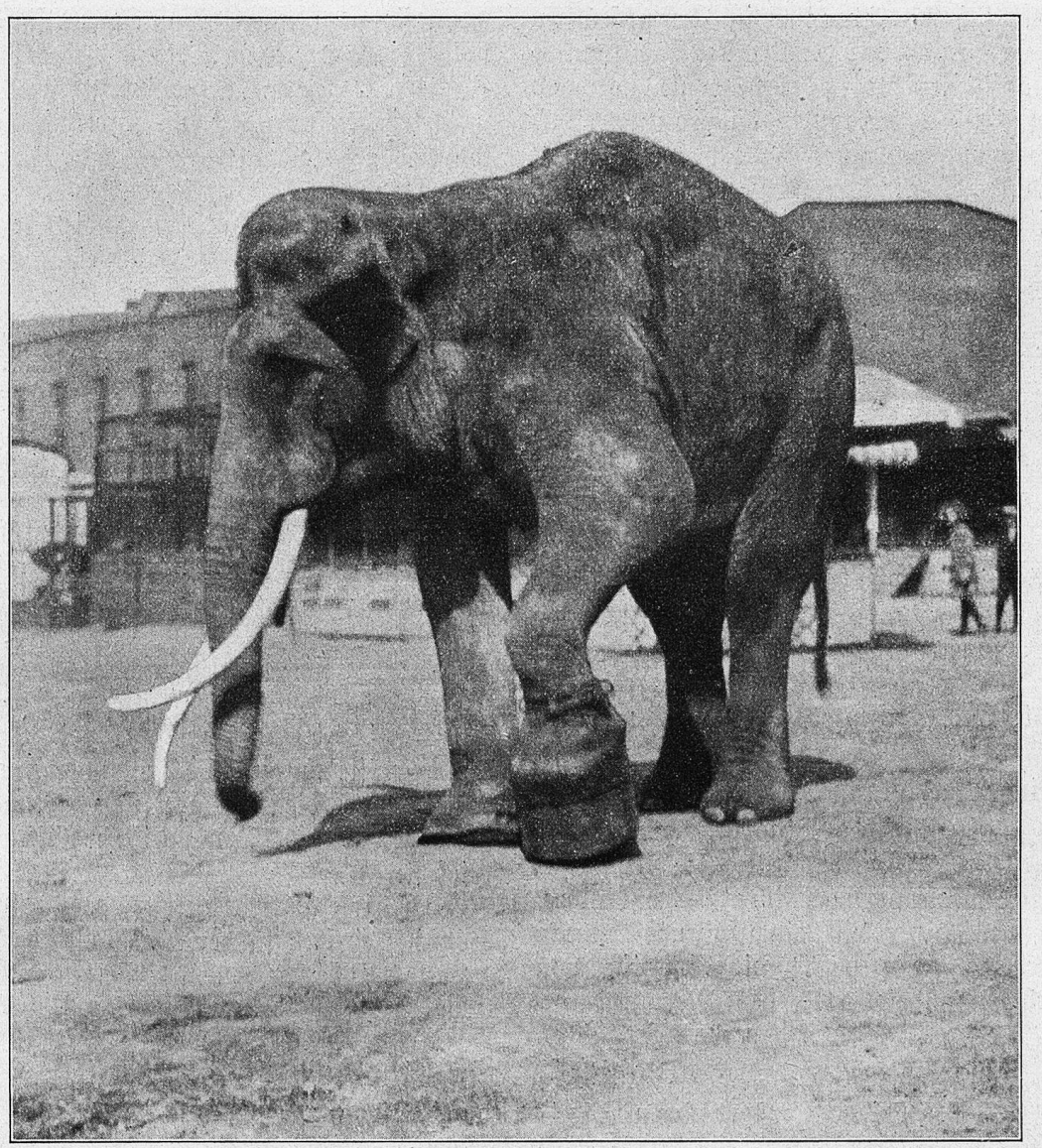
Die Spinne hatte inzwischen mit knappen, lautlosen Bewegungen die Mitte des Netzes erreicht, noch immer erblickten ihre kurzsichtigen Augen die Beute nicht. Sie fuhr über die sternförmig angelegten Stränge, erfühlte den zitternden und jagte schrägabwärts weiter. Wie ein ungeheurer Fleischberg wuchs ihr walnußgroßer Leib vor der Unglücklichen auf. Ihre Giftklauen griffen gierig zu — zuckten jedoch im gleichen Moment wieder zurück: denn fast zentimeterlang sprang der säuregefüllte Stachel der Hornisse aus dem vorgebogenen Hinterleib heraus, wild hin- und herschießend. Das ganze Netz vibrierte.

Sehr rasch erfaßte die Spinne sowohl den Umfang wie die Gefährlichkeit des ins Garn gegangenen Wildes. Heiße Jagdlust bebte in ihren schlachtgewohnten Fängen — allerdings keine blinde Jagdlust, wie ihre weitere Taktik verriet.

Sie kam vorsichtig von oben näher, stemmte den verwundbaren Teil des Körpers weit zurück und schlug blitzschnell, den kalten Mordblick starr auf die Wehrlose gerichtet, über den Kopf des Opfers hin. Ein wahres Trommelfeuer von Schlägen prasselte herab, die Seile bogen sich. Hoch wirbelten die muskulösen Läufe.

Die Hornisse fing wiederum an den entkräfteten Schwingen zu zerren an; sie richtete die kurzen, gelben Beine empor und wehrte in ohnmächtigem Zorn die Hiebe ab. Die Spinne nahm kaum davon Notiz; ohne mit dem Schlagen auszusetzen, wechselte sie zur linken Seite hinüber; lediglich den Stachel mied sie. Die Zuckungen der Gefangenen steigerten sich darauf zu martervollem Summen: sie drückte den Kopf seitwärts und zerriß zwei Maschen. Da schnellte das haarige Untier wutbebend heran, für einen Augenblick die gewohnte Vorsicht vergessend, trat mit einem Vorderbein über den Hals der Hornisse hinweg und öffnete die Klauen — jedoch im Bruchteil einer Sekunde packten die beinernen Mahlkiefern des Opfers zu — und ein abgetrenntes Spinnenbein fiel schmerzhaft gekrümmt ins Netz. Giftig flog die Verwundete herum, drückte den Gliedstummel an sich, und umstrickte in Eile die stoßenden Flügel. Schwer und klebrig sank die schimmernde Webbahn aus sechs Warzen herab.

Diesesmal hielt die Spinne ihren Hinterleib wieder fürsorglich nach hinten gestreckt. Sie spann in Gedankenschnelle: wenige Griffe nur, und beide Flügelpaare waren unbeweglich. Zuletzt zog sie einen besonders verstärkten Faden in hohem Bogen über den Kopf der Hornisse. Nur an den stachelbewehrten Hinterleib wagte



Elefant mit Prothese.

sie sich nicht heran. Vielleicht hielt sie dessen Fesselung auch nicht für notwendig.

Kurz danach unternahm sie den Schlußangriff.

Sie fuhr gänzlich unvermittelt von der Kopfseite her auf die Gefangene los und bohrte ihr die giftgefüllten Klauen tief in die Brust. Ihre Augen glitzerten kalt, grausam, wollüstig; ihr Hals verlängerte sich ruckartig. Den hornigen Kiefern blieb sie klüglich fern, obwohl dieselben jetzt krampfhaft geschlossen waren.

Doch so leicht sollte ihr der Sieg nicht zufallen. Während sie das Mordwerkzeug geifernd tiefer grub, stieß die Gepeinigte in übermächtigem Schmerz durch die eklen Schlingen und schnappte seitlich in den scheußlichen Fleischhügel der Räuberin. Diese steilte zwar sofort auf elastischen Beinen empor, jedoch ein langer, flatternder Muskelstreifen blieb in den mahlenden Fängen. Eilig sprang sie weiter zurück und drückte auf die Augen der Angreiferin, allein ehe sie sich gänzlich befreien konnte, schoß der große Wespenkopf von neuem hervor und schnitt das zweite Vorderbein durch. Die Spinne jagte davon, torkelte und fiel an einem langen, silbernen Faden bis tief unter den Rand des Netzes herab. Hier blieb sie reglos hängen.

Einige Zeit verging, während welcher sich keiner der beiden Gegner bewegte. Als die Spinne endlich wieder emporklomm, mied sie das Netz; sie kletterte vielmehr gleich auf den Verbindungsfaden, der zu der gesponnenen Röhre führte. Abermals blieb sie eine Weile still sitzen.

Erst als sich die Hornisse in Krämpfen zu schütteln begann — das Gift in der Brustwunde wirkte mählich stärker — wandte sie horchend den Kopf. Etwas Betäubtes lag in ihrer Haltung: es schien, als wäre sie sich der Ursache ihrer Schmerzen nicht mehr bewußt. Plötzlich straffte sie sich, machte ein paar hastige Schritte und sprang auf die Eingesponnene herab; ihre sechs unverwundeten Beine stemmte sie weit gegen die Querseile. Zum zweiten Male schraubte sie das furchtbare Werkzeug in die Brust des Opfers, ihre Augen glühten in lästerlichem Haß. Ihr Hals färbte sich dunkel.

Die Bewegungen der Hornisse wurden nun langsam schwächer und hörten endlich ganz auf. Wie tot lag sie in den Umschlingungen.

Die Jägerin blieb unbewegt über ihrem Opfer hocken; nur ihre Zangen wühlten sich tiefer und tiefer. Es schien, als seien ihr Haß und ihre Freßgier größer als ihr Schmerz, obwohl sie eineinhalb Gliedmaßen bei dem Kampf eingebüßt.

Fast eine Viertelstunde verging so.

Dann mochte sie den Eindruck haben, daß das eingeströmte Gift genügte. Sie erhob sich und stieg schwerfällig über ihre Beute hinweg, um auch den Hinterleib einzuspinnen, zwecks Konservierung. Sie packte die Hornisse von links, hob sie mühelos aus dem Netz und begann sie zu wenden. Kaum hatte sie dabei eine halbe Drehung ausgeführt, als ein krampfendes Zucken der gelben Wespenbeine ihr Mißtrauen wachrief: sie sprang zurück und ließ die Hornisse los. Doch diesesmal war es endgültig zu spät: der geringelte, fast zwei Zentimeter lange Hinterleib der Sterbenden beschrieb einen blitzartigen, phantastischen Halbkreis, und der gefährliche Stachel — das Entsetzen selbst der stärksten Hengste und Stiere — versank bis zum Keilende in dem fetten Rücken der Mörderin. Diese machte einen irrsinnigen Satz zur Seite, wobei ein Teil des Dornes abbrach und stecken blieb. Am Rande des Netzes taumelte sie, schwang sich auf die andere Seite und zog krampfhaft die Beine an den Leib; ihr Hals schrumpfte zusammen. Dann stürzte sie wie eine Metallkugel zur Erde, eine lange, schimmernde Webbahn zurücklassend.

Dort lag sie reglos zwischen Mergelsplittern, während das tödliche Gift ihren Körper bis zur Unkenntlichkeit aufschwoll. Zwei Waldameisen steuerten sie an und eilten schleunigst wieder fort, obwohl die herzlos stieren Augen längst gebrochen waren. Der zweifache Giftgeruch vertrieb sie.

Hoch oben aber schaukelte der Leichnam der Hornisse einsam in der Mittagsstille.

Laue Winde strichen über Beeren und Blumen.

August H. Senge.

Die Liebe zum Hund.

Der Hundefriedhof in London.

Von Julia Niggli.

Vor vielen Jahren lernte ich eine Nordländerin kennen, die an der Zürcher Universität Zoologie studierte. Auf meine Frage, wieso sie gerade auf dieses Studium verfallen sei, erwiderte sie lächelnd: „Als ich von den Menschen genug hatte, bin ich zu den Tieren gegangen."

Welcher Art die Enttäuschungen waren, die ihr die Beziehungen von Mensch zu Mensch gebracht, habe ich nie erfahren. Es war nichts Verbittertes im Wesen der blonden, blauäugigen Fremden mit dem schelmischen Lächeln. Sie war von einer liebenswürdigen Überlegenheit, nur zuweilen zuckte es spöttisch um ihre Mundwinkel. Ihr teuerster Freund war ein kleiner Hund. Gut, daß er nicht mehr jung war, denn er mußte oft stundenlang eingeschlossen auf seine Herrin warten. Kam sie dann nach Hause, so begrüßte das Tierchen sie mit einer solch rührenden Zärtlichkeit, daß ich die innige Verbundenheit, die zwischen Mensch und Tier bestehen kann, ahnen lernte. Ich habe später selbst einen Hund besessen, und er war mir bis zu seinem tragischen Tode — ein Automobil überfuhr ihn — der treuste, kleine Freund.

Die Liebe des Menschen zum Hund ist mir so recht zum Bewußtsein gekommen, als ich kürzlich Gelegenheit hatte, den Hundefriedhof in London zu besuchen. Nur wenige Einheimische und Fremde wissen, daß im Herzen der Riesenstadt so manchem vierbeinigen Liebling eine Ruhestätte bereitet wurde, die Zeugnis ablegt, daß der Engländer, der in seinem Wesen überaus zurückhaltend und kühl ist, für Tiere die größte Zärtlichkeit hegen kann. Ich hatte Mühe, den Friedhof zu finden. Man sagte mir, er sei im Hyde Park, aber ich fragte dort mehrere Male vergeblich darnach. Endlich erfuhr ich von einem Polizisten, der Hundefriedhof sei